

(Nachdruck verboten.)

30]

Der Schuldige?

Roman von Hector Malot.

IX.

Obwohl ihr der Abbé Charles die Absolution, die sie ihm zu entreißen gehofft, verweigert hatte, so war sie doch von dem Ergebnis ihrer Reise sehr befriedigt zurückgekommen. Sie hatte sich das Geständnis ihres Verbrechens schwieriger vorgestellt. Nun war es ihr sozusagen ganz von selbst entflohen. Nun war sie die Sache los. Jetzt mochte der Abbé Charles sehen, wie er damit fertig wurde, denn nun hatte sie sie ihm zu tragen gegeben. Er mochte nun die härtesten Reden an sie richten, ihr die blutigsten Vorwürfe machen, die schwersten Bußen, die sich erfinden ließen, auferlegen. Und was dann? Sie würde alle Bußen vollbringen, und die Sache würde abgethan sein. Es war ihr bisweilen etwas unangenehm, daß der brave Pfarrer nun ihr Geheimniß kannte, allein schließlich fand sie, daß das im Grunde ganz gut sei, weil sie nun mit ihm darüber plaudern könnte, ein Geistlicher ist nicht wie ein gewöhnlicher Mann: sein Herz ist offen, seine Lippen sind geschlossen; das ist viel wert, dachte sie in ihrer leichtfertigen Art, alles zu ihrem Vorteil auszuliegen.

Daß einzige Bedauern, das ihr von der Verweigerung der Absolution zurückblieb, kam ihr bei dem Gedanken, daß sie nun Mederic noch nicht glücklich machen konnte; aber der teure Junge liebte sie so herzlich, daß er warten würde, ohne sich allzu heftig zu beklagen.

Mißlich war es für sie, daß sie ihrem Manne die Nachricht von der Verheiratung des Onkels Benoit mitzuteilen hatte. Wie würde er diese unerwartete Botschaft aufnehmen? Oft genug hatte der Onkel Benoit zu ihnen gesagt: „Ihr werdet mich beerben, meine lieben Kinder, darauf könnt Ihr Euch verlassen. Auch rechnete La Vaupalière ganz bestimmt auf diese Erbschaft, als hätte er sie schon. So lange er nichts hatte, war er uneigennützig gewesen, aber der Besitz hatte bald ein ehrgeiziges Streben in ihm erweckt, das eben mittels der Hinterlassenschaft des Onkels verwirklicht werden sollte: er gedachte das Bureau in Dissel zu verkaufen und nach Paris überzusiedeln; dort wollte er große Geschäfte unternehmen; zwei oder drei Jahre sollten ihm genügen, um ein gemachter Mann zu werden. Was würde er nun sagen, wenn das uneheliche Kind Gibourdels durch die Heirat anerkannt und erbberechtigt würde?“

Als sie ihm nach dem Abendessen die bevorstehende Heirat mitteilte, rief er mit wuterstücker Stimme:

„Aber das ist ja ein Diebstahl!“

„Kann er mit seinem Leben und seinem Gelde nicht machen was er will?“

„Mit seinem Gelde nicht, denn er hat uns Hundertmal feierlich versprochen, es uns zu hinterlassen.“

„Er könnte ja auch noch sehr lange leben bleiben.“

„Gewiß, und ich habe auch nicht auf seinen Tod spekuliert, aber es ging doch sichtlich abwärts mit ihm, lange Jahre hat er also nicht mehr vor sich.“

„Es ging so sehr abwärts mit ihm, daß er heiratet.“

„Und was hast Du geantwortet, als er Dir seinen Entschluß ankündigte?“

„Der Abbé Charles hat ihn mir angekündigt.“

„Er freut sich gewiß noch darüber.“

„Hat er vor seinem Standpunkte aus nicht ein Recht dazu?“

„Und Du hieltest ihn für einen treuen Freund!“

„Die Religion steht ihm höher als die Freundschaft.“

„Also Du gibst ihm recht?“

„Ich habe ihm weder recht noch unrecht zu geben.“

„Und Dein Onkel?“

„Wenn die Sache noch nicht so weit vorgeschritten gewesen wäre, so hätte ich versucht, ihn von seinem Voratz abzubringen, denn dieses Frauenzimmer wird ihm seine alten Tage schwer genug machen, aber sie hat ihn so in ihrer Gewalt, daß alle Reden der Welt nichts fruchten würden.“

„Das soll mich doch nicht abhalten, ihm zu schreiben.“

„Was willst Du ihm schreiben?“

„Daß er ein alter Narr und ein Schurke ist, denn das ist man, wenn man sein Wort nicht hält.“

„Und was soll dieser Brief bewirken?“

„Benigstens wird er mir die Galle erleichtern.“

„Nun, dann schreibe ihn.“

„Du nimmst die Sache so ruhig hin!“

„Wie kann ich sie ändern?“

„Du weißt doch, daß dieser Schritt alle meine Pläne über den Haufen wirft; wenn wir diese Erbschaft nicht machen, so bleiben wir hier!“

„Nun, so bleiben wir eben.“

„Und da die Einnahmen des Bureaus zurückgegangen sind, weil ich die Geschäfte anders betreibe, als Herr Courteheuse, so werden wir uns einschränken müssen!“

„Nun, so schränken wir uns eben ein.“

Je mehr er sich in die Hitze redete, desto kälter blieb sie, hoffend, ihn dadurch zu beschwichtigen. Allein die Wirkung war gerade die umgekehrte: es genügte, daß sie einer Meinung war, damit ihm sofort die entgegengesetzte einleuchtete.

„Du möchtest also durchaus in Dissel bleiben?“

„Und Du möchtest also durchaus nach Paris?“

Sie blickten einander einen Augenblick tief in die Augen.

„Habe ich nicht gute Gründe, unsere Ueberriedelung nach Paris zu wünschen?“

„Und kann ich nicht ebenso gute haben, hier bleiben zu wollen?“

„Das meine ich gerade, und ich finde, daß diese Gründe sehr stark sein müssen, damit Du Dich so leicht in das ärmliche Leben findest, zu dem uns Dein Schuß von Onkel durch seine Verheiratung nötigt.“

„Was nützt es, sich gegen etwas anzulehnen, was man nicht verhindern kann? Wir mögen sagen und thun, was wir wollen, so wird dadurch meinem Onkel doch diese Person nicht entziehen.“

„In Eurer Familie scheint man der Leidenschaft schwer widerstehen zu können.“

„Du weißt es besser, als irgend jemand; übrigens scheint sie mir im Geschlechte der La Vaupalières nicht anders bestellt zu sein.“

„Was willst Du damit andeuten?“

„Ganz daselbe, was Du damit sagen willst.“

Wiederum blickten beide einander herausfordernd an. Er nahm aufs neue das Wort:

„Ich will damit sagen, daß Du, um so gerne in Dissel bleiben zu wollen, hier Befriedigung gefunden haben oder bald zu finden hoffen mußt, welche Dir, für eine Frau von Deinem Temperament, den Verlust der Erbschaft Deines Onkels sehr leicht machen.“

Es war dies das erste Mal, daß er offen auf Mederic anspielte; sie geriet aber nicht in Verlegenheit, sondern antwortete:

„Und ich wollte sagen, daß es Dir nur deshalb leid thut, nicht nach Paris ziehen zu können, weil Du in Folge dessen während des Winters einen Umgang entbehren mußt, der auf einen Mann von Deinem Temperament eine unwiderstehliche Anziehung ausübt.“

Zum ersten Male machte sie eine Anspielung auf Rosa Mialou, allein er nahm dieselbe nicht so gleichmütig hin, wie sie die seine auf Mederic.

„Was Du da sagst, ist einfältig.“

„Nicht einfältiger, als das, was Du gesagt hast.“

„Jedenfalls benachrichtige ich Dich, da wir einmal von dem Gegenstande reden, daß Du, falls Du etwa das früher Gesagene zu wiederholen geneigt wärest, Deinen Mann finden würdest.“

„Was ist denn früher geschehen?“

„Ich werde kein Courteheuse sein.“

„Damit es einen Courteheuse gebe, müßte ein La Vaupalière dabei sein.“

Wer nur die Worte gehört hätte, dem wären sie ein Rätsel geblieben, aber der Ton, in dem sie gesprochen, und die Miene, von denen sie begleitet wurden, ließen über ihren Sinn keinen Zweifel obwalten.

„Du wirfst mich nicht hintergehen, wie Du Courteheuse

hintergangen hast," sagte er, „und wenn Du Dich etwa meiner so entledigen wolltest, wie Du Dich seiner entledigt hast — wessen ich Dich ganz fähig glaube — so würde ich mich nicht ins Jenseits schicken lassen, ohne mich zu verteidigen.“

„Damit ich auf die Idee käme, mich Deiner zu entledigen, müßte sie mir eingegeben werden, und Mederic ist dessen in jeder Hinsicht unfähig, da er Dir in keinem Punkte gleicht.“

„Ehemals warst Du freimütiger," versetzte er laut.

„Und Du warst nicht minder vorsichtig in Deinen Insinuationen; der Unterschied ist nur, daß Du ehemals Akte insinuiertes und jetzt Beschuldigungen; das ist sehr schlau, ändert aber nichts an der Verantwortlichkeit; jeder von uns hat die seine zu tragen, Du die der Einflöschung, ich die der Ausführung.“

„Du weißt sehr wohl, daß diese Anklage nur in Deinem teuflischen Geiste wurzelt; aber nichts von allem, was Du sagen magst, wird mich an Dich binden.“

„Ich habe Dich nicht an mich gebunden, sondern Du selbst, als Du mich vorantreibst, und noch mehr, als Du mich heiratetest; diese Bande sind unzerreißbar. Du versuchst umsonst, sie abzuschütteln oder mich zurückzustoßen.“

„Da irrst Du Dich; etwas wird sie auflösen.“

„Und was denn?“

„Das neue Leben, das wir von heute beginnen werden; Du wirst begreifen, daß ich nichts Gemeinsames mehr zwischen uns ertrage.“

„Nichts mehr als die Vergangenheit.“

„Und daß wir künftig einander völlig Fremde sein werden.“

„Du wolltest die Scheidung wollen?“ rief sie.

„Die moralische, ja, und so vollständig als möglich.“

„Die moralische?“

„Die andere soll auch folgen.“

„Das kann noch eine Weile dauern!“

„Hast Du Eile damit?“

„Und Du?“

„Ich sehne mich danach, Dich weder mehr zu sehen, noch zu hören; dann wünsche ich nur noch, Dich auf ewig zu vergessen.“

Er schleuderte ihr diese Worte mit Heftigkeit zu, als wollte er sie mit denselben zermalmten, allein sie antwortete ruhig:

„Für Leute, die ein Abgrund trennt, stimmen wir über gewisse Dinge merkwürdig überein. Es ist, als hätten wir uns verabredet, das gleiche zu denken, denn auch ich mag Dich nicht mehr sehen, und möchte Dich für immer vergessen.“

„Das soll Dir bald zu teil werden, ich verspreche es Dir!“

„Aber nur recht bald!“

Er schritt mit geballten Fäusten auf sie zu und rief:

„Elende!“

Sie blickte ihn fest und erhobenen Hauptes an und erwiderte:

„Wir stimmen wiederum überein.“

„Oh, warum kann ich Dich nicht zerschmettern!“

„Das ist's eben; Du wagst es nicht; mit bloßen Worten kann man Die, deren man sich entledigen will, nicht umbringen.“

Sie blieben dicht vor einander mit flammensprühenden, drohenden Blicken stehen.

„Du weißt, mir machst Du keine Furcht," sagte er.

„Das ist ein Punkt, in welchem wir nicht mehr übereinstimmen," versetzte sie, „Du machst mir allerdings Furcht, denn ich habe Dich kennen lernen — zu meinem Unglück.“

„Du sprichst noch von Deinem Unglück!“

„Das fehlt Dir gerade noch, daß Du Dich beklagtest und als Opfer hinstelltest.“

Sie waren im Haß soweit gekommen, daß sie, wenn sie sich nicht aufeinander stürzen wollten, sich notwendig trennen mußten.

„Packe Dich fort!" rief er.

„Sehr gerne.“

Sie schritt der Thüre zu; als sie aber die Hand auf den Drücker legte, hielt sie inne und wandte sich zurück, denn sie hatte sich überlegt, daß es vielleicht unvorsichtig von ihr wäre, allzu deutlich ihre Gesinnung erkennen zu lassen; sie mußten noch eine Zeitlang neben einander leben, und da war es doch besser, diese Existenz erträglich zu machen.

„Die Worte sind oft rascher als die Gedanken", sagte sie.

„Ja, und die Gedanken gehen oft weiter als die Worte," erwiderte er, da in ihm keine solche Beschwichtigung vorgegangen war, mit der ganzen Brutalität der Wut.

„Wenn das wahr ist, so ist es nicht sehr beruhigend.“

X.

Welche Ueberraschung herrschte im Bureau, als am Morgen nach dieser Scene zwischen den beiden Ehegatten La Vaupalière dem Gehilfen Fauchon die Weisung gab, das Mobiliar seines Schlafzimmers bei einer auf vierzehn Tage später anstehenden Auktion mit zu versteigern.

Warum? Die Möbel waren ja noch ganz gut erhalten!

Während die Gehilfen noch mit einander über den möglichen Beweggrund des Notars stritten, kamen Tags darauf zu ihrer neuen Ueberraschung Arbeitsleute aus Rouen und richteten für Herrn La Vaupalière ein besonderes Schlafzimmer ein.

„Was bedeutet das? Das Ehepaar, das man überall so zärtlich beisammen sieht, will sich plötzlich separieren? Das ist ja verrückt!" rief Boulnois.

„Wie lange ist es her, daß Sie die beiden zärtlich beisammen gesehen haben!" frug Fauchon.

Boulnois konnte keinen Tag nennen, mußte aber zugeben, daß es schon lange her sei.

„Da sehen Sie's ja?" rief Mederic triumphierend.

„Was beweist das?"

„Das beweist, daß sie jetzt nicht mehr zärtlich mit einander sind.“

„Ja, so geht's im Leben," meinte Fauchon, der sich neuerdings als Besinnist gefiel, „man wird eben alles satt.“

„Wenn man einander wirklich liebt," sagte Mederic, „so ist's fürs ganze Leben.“

„Das glaubt man in Ihrem Alter," antwortete Fauchon; „später merkt man, daß die Liebe nur ein Unsinn ist.“

„Oh!"

„Ich war auch so wie Sie, und Sie werden auch werden wie ich bin.“

„Hoffentlich nicht.“

Die Nachricht von der Trennung des Ehepaares wurde durch die Geschwägigkeit des Zimmermädchens Divine auch im Dorfe bekannt und erregte im Hause Turlures nicht nur Erstaunen, sondern sogar eine gewisse Beunruhigung. Der Apotheker erinnerte seine Frau an jenen Streit, den er seiner Zeit mit ihr über die Gefahren gehabt hatte, welche Herrn Artaut von der Verführungskunst der Notarin drohen könnten.

„Wirßt Du noch immer behaupten, der Verkehr mit dieser Frau habe den jungen Mann gleichgültig gelassen?"

„Wir wissen ja noch gar nicht, wer von den beiden Eheleuten schuld an dem Zerwürfniß ist — denn ein solches liegt offenbar vor. Vielleicht hat jene Rosa Mialou den Anlaß gegeben. Man erzählt sich ja, Herr La Vaupalière sei ganz verliebt in sie, besuche sie täglich, speise zweimal wöchentlich mit ihr zu Abend; auch seien sie wiederholt miteinander nach Paris gefahren. Kurz der Notar soll sich bei ihr wie zu Hause betrachten. Da wäre es doch ganz natürlich, daß Madame La Vaupalière, verletzt und gekränkt, eine Trennung verlangt und daß der Gatte, um sie los zu sein, eingewilligt hätte.“

„Wenn dem so ist, so wird es nicht bei der bloß häuslichen Trennung bleiben, denn La Vaupalière ist ehrgeizig, und Rosa Mialou ist reich.“

„Eine Dirne.“

„La Vaupalière ist frei von unseren provinziellen Bedenklichkeiten. Er wird sich scheiden lassen, um sie zu heiraten; sie ist ja auch von heiratslustigem Temperament, sonst hätte sie ihren ersten Mann nicht genommen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Abtrünnig.

Eine Geschichte aus Hinterpommern von Hans Ostwald.

Die Lust war gefüllt mit den kräftigen Gerüchen, die aus den Feldern aufstiegen. So weit der auf einer mit alten Pappeln bestandenen Chaussee fahrende Radler über die weite, flache Ebene sehen konnte, war kein arbeitender Mensch zu sehen. Kein Fuhrwerk durchkreuzte die Felder. Nur hinten, rechts von dem gerade vor dem Radfahrer liegenden Dorfe, leuchteten über den hochgeschossenen Halmen einige helle Kopfkücher von Mädchen, die nach dem nächsten Dorfe gingen.

Er kam jetzt an eine ansteigende Stelle der Chaussee. Oben, auf der kleinen Anhöhe, sprang er ab und blieb stehen. Von hier

Kleines Feuilleton.

aus konnte er die ganze Umgebung übersehen. In breiten Strichen dehnte sich weit das dicke Grün des Getreides. Dazwischen zogen sich dunklere, niedrigere Streifen — Kartoffeln. Das ging so über die ganze Ebene, bis zum Dorf, und, soweit er an ihm vorbeisehen konnte, auch noch jenseits des Dorfes.

Die ungehörte Stille, das klare Sonnenlicht atmeten eine Feierlichkeit, die den Radfahrer nicht verließ, als er schon wieder vorwärts fuhr.

Aber als er nun in das Dorf einbog, verlor er das erhebende Gefühl, das ihn zwischen den Feldern durchströmt hatte. Das Bild des Reichthums, der Leppigkeit der Felder stimmte nicht zu dem Hinblick, den das Dorf bot. Nirgends war ein stattliches Bauernhaus mit seinem Zubehör, Scheunen und Ställen zu sehen. An der Straße zogen sich regelmäßige, niedrige Häuser hin, die unter ihren langgestreckten Strohdächern alle daselbe Bild boten: eine Reihe von Fenstern und eine Reihe von Thüren, immer ein Fenster mit einer Thür abwechselnd.

Vor einigen Thüren standen Frauen und schuerten Eimer und Schüsseln. Zwischen den Häusern war ein schmaler Raum, wo barfüßige Kinder Brennholz und Reisig aufstapelten. Als eins von ihnen, ein halberwachenes, stämmiges Mädchen, den Radfahrer beobachtend angeblickt hatte, lief es ihm entgegen mit dem lauten Ruf:

„Onkel Albert!“

Onkel Albert sprang mit einem Satz ab und strich dem Mädchen über die errötheten Waden: „Dummers, ist die Wiege groß geworden!“

Das Mädchen führte ihn, stolz neben ihm hergehend, nach einem der Häuser, wo eine Frau ihre sämtlichen Küchengeräte vor der Thür zu liegen hatte. Sie richtete sich bei den freudigen Zurufen des Mädchens mühsam auf. Einen Augenblick huschte auch über ihr Gesicht der Glanz der Freude. Dann aber sagte sie kühl, gelehrt:

„Oh . . . Albert! . . . Dann geh man rin!“

Ohne ihm die Hand zu reichen, räumte sie die Schüsseln und Töpfe von den Stufen und ließ ihn eintreten.

Er hatte sein Rad unter dem Fenster an die Wand gelehnt und ging, mit etwas verdunkeltem Gesicht, in den Flur, in dessen Hintergrund ein kleiner Herd angebracht war, so daß der Flur zugleich als Küche diente. Da ihm die Frau nicht folgte, blieb er mitten in dem Raum stehen und drehte sich um:

„Na, Time?“

„Ja muß irst dat Geschir schü'ern!“ sagte sie unwillig.

Er sah ihr zu, wie sie mit dem Lappen und Sand an den Holzeimern, Eisentöpfen und Schüsseln arbeitete. Unterdes sammelten sich drängen die Kinder des Dorfes an. Verwundert und neugierig starrten sie das Fahrzeug an und den Mann.

Da ging ein Mann vorbei, der eine bis oben zugedrückte Toppe und hohe Stiefel trug. An seinem breiten Gang und dem herrischen, lauernden Ausdruck war zu erkennen, daß es ein Inspektor war. Die Ansammlung der Kinder veranlaßte ihn, näher zu treten. Als er den Radfahrer erblickte, machte er sofort wieder kehrt und ging, als kümmerle ihn die Sache nicht, nach dem Gutshof zurück, dessen Garten das Herrenhaus von den Tagelöhner-Kasernen schied.

Die Frau hatte ihn heimlich genau beobachtet und herrschte jetzt ihren Bruder an:

„Nu geh doch rin!“

Er stieß die schlecht schließende Thür auf, die nach der Stube führte. Trotzdem kein Baum vor dem Fenster stand, war das Zimmer doch in Zwielicht gehüllt. Durch die winzigen, grünblauen Fensterscheiben, deren mehrere durch Papier ersetzt worden waren, konnte kein volles Licht herein.

Auf dem Bett, das den schmalen Raum fast ganz versperrte, lag ein Mann im Arbeitsanzug. Er fuhr aus dem Schlaf empor und blinzelte den Eingetretenen an, als der ihn anrief: „Dag! Hinrich!“

Der Angelommene trat ihm zwar näher, doch wagte er es nicht, seinem Schwager die Hand zu reichen, da er fürchtete, auch der würde sie nicht annehmen, wie seine Schwester. Doch redete ihm Heinrich seinen starknochigen Arm hin: „Nanu, Albert?“

Der setzte sich auf einen Stuhl und erzählte, daß er eine Tour auf dem Rade zu den Feiertagen unternommen habe und nun auch hierher gekommen sei. Gestern, am Nachmittage, sei er aus Sietlin fortgefahren. Er sei ja sechs Jahre fort, und nun habe er doch mal wieder sehen wollen, was seine Verwandten machen.

Heinrich hatte sich wieder hingelegt. Als der Schwager mit seiner Erzählung zu Ende war, fragte er, wie wenn er auf das Folgende gar nicht geachtet hätte: „Gefiern Nachmiddag büste schon lot soahn?“

„Ja.“

Heinrich schwieg ein Weilchen, dann meinte er: „Dau mußst et jau höll'ich gaud hewwen; id heww sogar hüd radern müssen. Id bümm noch as wie zerschlagen.“

Jetzt kam die Frau herein. Ihre Augen thräneten, eine ganze Wolke Rauch drang vom Flur in die Stube, trotzdem sie die Thür rasch schloß.

„Raucht's denn bei Euch immer noch?“ fragte der Bruder.

Die Frau antwortete nicht. Erst nach einer längeren Pause sagte der Mann für sie: „Jau, del's noch so, as wie vor söß Joahr.“

(Schluß folgt.)

—h— Ausmarsch. Er ging durch die letzten Straßen; vor ihm lagen schon brache Baublocks, Stein- und Zimmerplätze. Bis gegen Mittag hatte er noch im Arbeitsnachweis gewartet. Dann aber übermannte ihn die Bitterkeit gegen diese Riesenstadt, die keine Beschäftigung für ihn hatte. Und nun war er auf dem Wege, sie zu verlassen.

Bis jetzt hatte es geregnet. Sogar gestern noch, am Feiertag. Heute aber leuchtete die Frühlingssonne in ihrer ganzen Milde und Heiterkeit. Auf der Straße spielten die Kinder in dichten Schwärmen. Junge Frauen gingen spazieren, mit den Jüngsten an der Hand, die schwanend Gehversuche machten; die Allerleinsten trugen sie auf dem Arm. Steingefährte und Fabrikwagen ratterten vorüber. Aus der großen Fabrik am Kanal klang das puffende und zischende Atmen der Dampfmaschinen. Die Schornsteine bliesen ihren Qualm gegen den lichten Frühlingshimmel. Ueberall Thätigkeit, Arbeit, Beschäftigung. Nur nicht für ihn.

Im Park wandelten alte Herren mit ihren gepuhten Töchtern. Junge Ehepaare radelten vorüber. In den Bäumen lärnten und lockten die Vögel. Ein streng-süßer Duft wehte hier. Einige Tische der Restaurationsgärten waren schon besetzt von Ausflüglern, über die der spärliche Schatten der jungen Bäume fiel. Drüben, hinter den Wiesen, arbeiteten Frauen auf den kleinen Parzellen der Laubenkolonien. Dahinter hasteten die Flüge der Ringbahn vorbei. Die Straßen der Vorstadt, die sich jenseits der Ringbahn dahinzogen, waren in den weißlichen Klümmern der Frühlingsluft gehüllt. Aus den vielen Fabriksschlötern, die zwischen den Hausmauern aufragten, drängte sich Qualm empor, langsam, aber unaufhörlich.

Jetzt kam er an Gärtnereien vorbei. Aus den Goldbläseltern jäteten alte, verschrumpelte Frauen das Unkraut. Zwischen dünnen Wiesen grünen die ersten Getreidefelder. Die vereinzelt Häuser der Vororte tauchen auf. Die Schornsteine und Thürme, die Häuserblocks der Stadt verschwinden immer mehr. Aber unaufhörlich huschen Radler vorbei, immer wieder kommen Geschäftsivagen aus den großen Fabriken der Oberspree, deren Schornsteine schon über dem Kiefernwaldchen aufragen. Ueberall Arbeit, überall Arbeit. Er läuft ihr entgegen, er läuft ihr nach . . . und doch . . . und doch muß er nun ausmarschieren.

Am Waldsaum, wo das helle Gehänge einer Birke über dem Dunkelgrün einer Kiefernhecke leuchtet, wendet er sich zum letztenmal nach der Stadt. Der Frühlingsdämmer verdeckt sie ganz. Nur am Dunst ist sie zu erkennen.

Da geht er aufatmend mit großen Schritten weiter, hinein in den Wald. Vor ihm liegt ja die Weite, die lodende Weite, und die Stadt, die ihn so genarrt, ist hinter ihm, hinter ihm! —

Vollskunde.

gk. Das Guttlerlaufen. Von dem eigentümlichen Brauch des Guttlerlaufens, wie es noch heute in der Umgegend von Hall in Tirol üblich ist, entwirft Dr. Wilhelm Hein in dem soeben erschienenen Heft der „Zeitschrift für Volkskunde“ eine anziehende Schilderung. Die älteste Nachricht über diesen Brauch findet sich bei Franz Bisla, der berichtet, daß „in der Umgegend des kleinen, im nördlichen Tirol liegenden Städtchens Hall vom ersten Tage nach Maria Reinigung angefangen (mit Ausnahme des Freitags und Sonnabends) bis einschließend Fastnacht-Dienstag täglich Hudel gelassen wird“. Der Huder, der gewöhnlich von einem reichen Bauern dargestellt wurde, trug vor dem Gesicht eine hölzerne Larve, die durch einen darauf geschnittenen Käser oder Maus verunstaltet wurde. Um den Kopf hatte er ein Tuch gewickelt, das über den Nacken hinabließ und unter dem Hals zugebunden war. Er durchschritt die Reihen der Bauern und suchte sich einen heraus, der ihm vorlaufen sollte. Schickte dieser sich dazu an, so lief der Huder ihm nach und schlug ihm ununterbrochen unter die Füße, bis er ihn eingeholt hatte. Dann führte er den Ereilten in eine Schenke, wusch ihm beim Brunnen das Gesicht ab, bewirtete ihn mit einer Semmel und einem Glase Wein und begann seinen Lauf mit einem anderen Bauern. Dieses Guttlerlaufen dauerte immer bis Sonnenuntergang, wo sich der Huder entlarvte und im Wirtshaus den Tanzreigen anführte. Es wird erzählt, daß besonders am unsinnigen Donnerstag (dem Donnerstag vor Fastnacht) in manchem Dorf etliche dreißig Huder umherliefen, und daß auch drei bis vier „Hexen“ (in der Kleidung der Tiroler Bäuerinnen verummte Männer) mitzulaufen pflegten. Seitdem hat das Guttlerlaufen einige Wandlungen durchgemacht, aber es wird noch immer eifrig betrieben. Der Zug, so erzählt Hein, wird von einer Schar von vier „Jottlern“ eröffnet. Der Jottler trägt einen niedrigen, breitkrämpigen Hut, von dem ein Fuchschwanz herabhängt. Das Gesicht ist verhüllt mit einer bemalten Larve, aus Birnenholz geschnitten, mit Schnurrbart und halb geöffnetem Mund; die Augenpupillen sind ausgeschnitten. Mit der Larve verbunden ist eine Perrücke aus Mohhaar, die ein kleines, gelbliches Tuch mit Franzen rundum abschließt. Rock und Hose haben einen Behang aus spiralförmig aufgenähten, gefärbten Leinenfranzen. Hinter dem Leibgurt stecken Brotfliegen, die die Jottler unter die Hände auswerfen. Der erste Jottler geht dem Zug voran, knallt mit seiner Peitsche, schlägt Rad, springt wieder zurück und so fort. Dann folgt die Kapelle und die drei sogenannten „Altartuger“, die auf dem Tagerhut einen mächtigen Aufbau aus Kunstblumen tragen, in dessen Mitte sich ein Spiegel befindet. Ihnen folgen ihre Gehilfen, die Senner oder „Reiherbüben“. Die Guttler

selbst sind bajazzoartig bekleidet und treiben allerhand Schabernad. Sie schlagen die Umstehenden mit mehligten Säden, beschmieren ihr Gesicht mit einem ruhigen Pfannholz und dergleichen. Auch späßhafte Vorstellungen geben sie, z. B. wie ein Bauer mit einer riesigen Speckruke eine Kage in einem großen Sack fängt und fortträgt, während die Kage ihm unterwegs durchs Sackloch entwischt. Die Frauen beteiligen sich gar nicht an solchen Vermummungen, so daß alle weiblichen Rollen mit Durschen besetzt werden müssen. Wie alle Volksbräuche, die zwischen Jul- und Ofterfest geübt werden, bezweckt auch das Huttlerlaufen Verjüngung und Fruchtbarkeit; es soll das Wachstum von Pflanzen und Menschen befördern. Ähnliche Volksbräuche existieren auch heute noch bei den Indianern in Nordamerika. Mit der Maisreise in Verbindung stehen einige Negertänze in Neu-Mexico. Bei einem dieser Tänze trägt jeder der Teilnehmer, die alle durch Larven verummumt sind, ein Bündel von Stöcken, mit denen sie sich gegenseitig schlagen. Bezeichnend ist es, daß die Huttler selbst noch heute fürchten, durch Unterlassen des Laufens Mißwachs zu verursachen. —

Aus dem Tierleben.

— Zu der Frage „Gesellschaftsinstinkte bei den Vögeln“ wird dem „Prometheus“ von einem Mitarbeiter geschrieben: Im Frühjahr v. J. fiel es mir auf, daß einzelne Sperlinge sehr häufig nach dem Fries über meiner Ballontür flogen. Der Grund zu diesen häufigen Besuchen war mir zuerst nicht klar. Da bemerkte ich nach einigen Tagen, daß sich zehn bis zwölf Sperlinge auf dem Geländer des Ballons versammelten und unaufhörlich nach dem Thürfries emporäugten. Plötzlich flogen sie alle zugleich in einer Linie nach dem Fries hin. Im Zimmer stehend, konnte ich nicht genau sehen, was sie eigentlich schafften, doch konnte ich feststellen, daß sie längere Zeit neben einander unmittelbar an dem Fries in stets gleicher Höhe schwebten. Ich wollte die Tiere in ihrem Thier nicht stören und trat erst auf den Ballon, nachdem sie weggeflogen waren. Jetzt sah ich, daß über dem Fries etwas Mörtel fehlte und aus dem entstandenen Loch in der Mauer ein langer Hohlspahn hervorragte. Am nächsten Tage beobachtete ich dasselbe Schauspiel; diesmal war der Spahn völlig aus der Mauer herausgezogen. Auch weiterhin fand ich auf dem Ballon öfter einzelne Hohlspähne. Die Handwerker hatten beim Bau des Hauses den Hohlraum zwischen Thürsturz und Kronbogen mit dem genannten Material ausgefüllt und dann die Dämmung wohl nicht ganz fugenlos verschlossen. Es dürfte klar sein, daß ein Sperling hier eine günstige Gelegenheit zum Nestbau erblickte, daß er allein aber zu schwach war, die nötigen Aufräumarbeiten zu leisten, daß er sich deshalb mit Verwandten und Bekannten zu gemeinsamer Arbeit verband. Wer aber glaubt, daß jetzt über dem Thürsturz ein Sperlingspaar niste, der irrt sich, denn — es sind zwei Paare. —

Aus dem Gebiete der Chemie.

t. Ein neues Pfeilgift. Zwei Chemiker an der Universität Edinburgh haben kürzlich einen Stoff untersucht, der in Afrika als Pfeilgift verwendet wird und bisher einer wissenschaftlichen Prüfung nicht unterlegen hat; er wird aus dem Holz der Wurzel und des Stengels der Pflanze Asokantha Schimperii durch Kochen gewonnen und enthält eine bisher unbekannt gichtige Verbindung, die von den Entdeckern als Asokanthin bezeichnet wird. Die Pflanze gehört zu der Familie der Apocynaceen, der so viele Giftpflanzen angehören, z. B. der Oleander, der Hundskohl (Apocynum), der Strophanthus und andere. Die Wirkung jenes Pfeilgiftes ist eine außerordentlich heftige und wirkt sich zunächst auf das Herz, dessen Lähmung es bei stärkeren Dosen alsbald herbeiführt. Die beiden schottischen Chemiker nahmen Impfversuche an verschiedenen Tieren vor, unter andern auch an Fröschen, bei denen auch Herzlähmung eintrat, während die Lungenatmung merkwürdigerweise noch einige Zeit fortbauerte. Die Wirkung des Giftes soll in einem schädlichen Einfluß nicht auf die Nerven, sondern auf die Muskeln beruhen, weshalb z. B. bei Fröschen die Herzlähmung auch dann eintritt, wenn die Tiere des Gehirns und des Rückenmarkes beraubt sind. —

Technisches.

— Ozon in der Industrie. Der aktive Sauerstoff oder das Ozon hat neuerdings für das Großgewerbe eine große Bedeutung gewonnen. Ozonifizierte Sauerstoff — reines Ozon ist noch nicht bekannt — sieht in dicker Schicht bläulich, zusammengedrückt dunkelblau aus und verdichtet sich unter einem Druck von 150 Atmosphären zu indigoblaunen Tropfen. Für die vielseitige Verwendung des Ozons in der Industrie zählt die „Tägl. Rundschau“ folgende Beispiele auf: Bierfässer werden mit Ozon gereinigt und Oele damit geklärt, Schmiröle mit seiner Hilfe bereitet und Trodenmittel (Siccative) damit hergestellt; junger Cognac und Wein erhält unter der Einwirkung des Ozons den Geschmack von langjährig abgelagerter Ware usw. Nach Pasteur macht nur die Oxydation den Wein alt und ruft die Klärung hervor. Die Umwandlung, die der Sauerstoff während der langen Zeit des Lagerens im Wein hervorruft, vollführt das Ozon in einigen Stunden. Das Ozonisieren der Weine und Spirituosen ist also nur eine Beschleunigung des natürlichen Gährungs Vorganges. Die Entwicklung von Ozon durch Elektrizität ist so billig, daß es selbst zur Verbesserung von geringen Waren verwendet werden kann. Zur Reinigung einer Tonne Weinöl sind

gegen 30 Raummeter ozonifizierte Luft erforderlich — 42 Raummeter davon kosten erst 1,35 M. Obwohl sich das Bleichen von Geweben durch Chlor, wie jede Hausfrau weiß, sehr billig stellt, so hat auch in diesem Industriezweige das Ozon Verwendung gefunden. Die Firma Siemens u. Halske hat in Greiffenberg in Schlesien eine eigene Ozonbleiche hergestellt, wo nicht nur Gewebe und Garn, sondern auch andere Sachen, die des Verfahrens bedürfen, mit Ozon gebleicht werden — allerdings auch in Abwechslung mit Chlorverbindungen. Uebrigens spielt bei der häuslichen „Grasbleiche“ Ozon ebenfalls die Hauptrolle. Auch zum Reinigen und Bleichen von Stärke und stärkehaltigen Stoffen, von Zucker benützt man schon Ozon und erzielt dadurch eine außerordentlich begehrte Ware. Ferner hat für die Gerberei Ozon eine gewisse Bedeutung erlangt. Um frisch gegerbtes Leder geschmeidig zu machen, wurde es mit einem Fett eingerieben, das in der Regel aus Fischthran oder Selsäure bereitet werden mußte. Beide Stoffe sind in guter Beschaffenheit ziemlich teuer; durch Einwirkung von Ozon lassen sich auch andere tierische Oele und vor allen Dingen billige Fette zu einer für diesen Zweck geeigneten Lederschmiere umwandeln. Ganz unbekannt wird es vielen sein, daß das Ozon bei der Herstellung von Musikinstrumenten eine Rolle spielt, insofern man die Hölzer mit ihnen behandelt, aus denen Musikinstrumente gefertigt werden, um diesen erhöhte Klangfülle zu vermittel. Bekanntlich ist das Holz für Streichinstrumente um so besser, je älter, d. h. je trockener es ist — erzählt man doch, daß die berühmten Stradivari-Geigen aus alten Choristhulen einer italienischen Kirche geschmitten worden seien. Statt man das Holz erst Jahrelang in besonderen Schuppen trocknen zu lassen, kann man es durch Ozon in kurzer Zeit gebrauchsfertig machen. Solches mit Ozon behandelte Holz soll dem Instrumentenmacher ganz die Vorteile alten Holzes gewähren, indem Instrumente daraus sich durch besonderen Wohlklang auszeichnen und Temperatureinflüssen besser widerstehen. —

Humoristisches.

— Unter Dickfäden. U.: „Jetzt hörns aber amal auf mit Ihrem Quatsch; a Hoch auf Industrie und Wohlstand laht man sich ja gefallen, aber die Arbeiter brauchens doch nicht leb'n z'lassen!“
 V.: „Aber bitte, meine Herren, das hab' ich ja doch nur bildlich gemeint!“ —
 — Sein Gefühl. Kapellmeister (während der schon vier Stunden dauernden Probe zu einem Hornisten): „Sie müssen die Stelle schöner vortragen. Haben Sie denn gar kein Gefühl in sich?“
 Hornist: „Gewiß — Hunger!“ —
 — Ein Diplomat. Karlchen (nach dem Abendessen zum Vater, der gern ins Wirtshaus geht): „Du, Papa, hilf mir bei meiner Rechenaufgabe, dann sag ich Dir was!“
 Vater: „hm, und was willst Du mir dann sagen?“
 Karlchen: „Dann sag' ich Dir auch, wohin Mama Deine Stiefel versteckt hat!“ —

Notizen.

— Der französische Schriftsteller Francisque Sarcey ist am Dienstag früh im Alter von 71 Jahren in Paris gestorben. Er war der bekannteste unter den französischen Kritikern und als „Onkel Sarcey“ eine der populärsten Personen in der französischen Hauptstadt. Als Mitarbeiter an den verschiedensten großen Pariser Blättern und Revuen, besonders als Theaterkritiker des „Temps“ — seit dreißig Jahren hat er Woche für Woche ein großes Feuilleton in diesem Blatte erscheinen lassen — ist er liberaler bekannt geworden. Er war ein geistreicher und unterhaltender Plauderer, harmlos gemüthlich, geschmeidiger und nicht so boshaft gegen alles Neue, wie etwa in Berlin Ludwig Pietsch. —
 — Direktor Morwiz hat für seine diesjährige Opernspielzeit im „Schiller-Theater“ eine Novität zur Aufführung angenommen, „Winavoh“, Musik von M. Lion, Text von Karl Nothgischel. — Das Werk wurde im Laufe dieses Winters neunmal in Kassel aufgeführt. —
 — „Sarema“, eine Oper von Zemlinich, deren Text nach Gottschalks „Mose am Kaukasus“ bearbeitet ist, fand bei der Erstaufführung im Leipziger Stadttheater eine freundliche Aufnahme. —
 — In der Großen Berliner Kunstausstellung am Lehrter Bahnhof wird die in den Katalogen angekindigte Eröffnung des Eintrittspreises am zweiten und vierten Sonntag im Monat auf 25 Pfennige erst vom Juni ab Geltung haben. Hätte auch nichts geschadet, wenn man den „Druckfehler“ hätte recht behalten lassen und um den einen Sonntag nicht noch erst gefeiert hätte. —
 — Prof. Forel in Morges am Genfer See hat in der waadtländischen Kantonsbibliothek zu Lausanne eine bisher unbekannt Handschrift eines gewissen Jean Pierre Péraudin entdeckt, eines Walliser Gensjägers und Naturbeobachters, der zu Anfang des Jahrhunderts als der beste Kenner der Alpen und zuverlässigste Wegführer galt. Das Schriftstück trägt das Datum 1818—1819. Es stellt in klarer Darlegung die richtige Theorie der Gletscherbewegung auf und erklärt im besonderen die Erscheinung der erratischen Blöcke und der Gletscherklisse, ganz wie es später von Charpentier in wissenschaftlicher Weise geschehen ist. Die Handschrift wird von der waadtländischen Naturforschenden Gesellschaft veröffentlicht werden. —